

NASANIN KAMANI

Lonely
Hearts
Club

HEALING



HEALTHY
ROMANCE

Unsere eBooks werden auf kindle paperwhite, iBooks (iPad) und tolino vision 3 HD optimiert. Auf anderen Lesegeräten bzw. in anderen Lese-Softwares und -Apps kann es zu Verschiebungen in der Darstellung von Textelementen und Tabellen kommen, die leider nicht zu vermeiden sind. Wir bitten um Ihr Verständnis.

IMPRESSUM

eBook: © 2025 GRÄFE UND UNZER VERLAG GmbH,
Grillparzerstraße 12, 81675 München

GU ist eine eingetragene Marke der GRÄFE UND UNZER
VERLAG GmbH

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise,
sowie Verbreitung nur mit schriftlicher Genehmigung des
Verlages. Die automatisierte Analyse des Werkes, um
daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und
Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«)
zu gewinnen, ist untersagt.

www.gu.de/kontakt | hallo@gu.de

ISBN 978-3-8338-9710-8

1. Auflage 2025

GuU 8-9710 05_2025_01

DIE BÜCHERMENSCHEN HINTER NASANINS PROJEKT

Projektleitung: Ariane Hug

Lektorat: Leonie Ritz

Bildredaktion: Petra Ender, Simone Hoffmann

Covergestaltung: ki36 Editorial Design, München, Bettina Stickel, Anika Neudert

eBook-Herstellung: Liliana Hahn

BILDNACHWEIS

Coverabbildung: Stocksy

Illustrationen: Roberta Nunes; Kapitelaufmacher und Icons: Shutterstock

Syndication: Bildagentur Image Professionals GmbH,
Tumblingerstr. 32, 80337 München,
www.imageprofessionals.com

Unser E-Book enthält Links zu externen Webseiten Dritter, auf deren Inhalte wir keinen Einfluss haben. Deshalb können wir für diese fremden Inhalte auch keine Gewähr übernehmen. Für die Inhalte der verlinkten Seiten ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber der Seiten verantwortlich. Im Laufe der Zeit können die Adressen vereinzelt ungültig werden und/oder deren Inhalte sich ändern.

WERDE TEIL DER GU-COMMUNITY

Du und deine Familie, dein Haustier, dein Garten oder einfach richtig gutes Essen. Egal, wo du im Leben stehst: Als Teil unserer Community entdeckst du die neuesten GU-Bücher als erstes, du genießt exklusive Leseproben und

wirst mit wertvollen Impulsen und kreativen Ideen bereichert.

Worauf wartest du? Sei dabei! www.gu.de/gu-community

 www.instagram.com/gu.verlag/

 www.facebook.com/gu.verlag

 hallo@gu.de

 de.pinterest.com/guverlag/

 de.linkedin.com/company/gräfe-und-unzer-verlag-gmbh

 www.youtube.com/user/gubuchvideo



WARUM UNS DAS BUCH BEGEISTERT

Weil jeder, der sich einsam fühlt, einen eigenen Milly haben sollte.

Eva Dotterweich, Verlagsleitung

Garantie



LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

wie wunderbar, dass du dich für ein Buch von GU entschieden hast! In unserem Verlag dreht sich alles darum, dir mit gutem Rat dein Leben schöner, erfüllter und einfacher zu machen. Unsere Autorinnen und Autoren sind echte Expertinnen und Experten auf ihren Gebieten, die ihr Wissen mit viel Leidenschaft mit dir teilen. Und unsere erfahrenen Redakteurinnen und Redakteure stecken viel Liebe und Sorgfalt in jedes Buch, um dir ein Leseerlebnis zu bieten, das wirklich besonders ist. Qualität steht bei uns schon seit jeher an erster Stelle – jedes Buch ist von Büchermenschen für Buchbegeisterte gemacht, mit dem Ziel, dein neues Lieblingsbuch zu werden.

Deine Meinung ist uns wichtig, und wir freuen uns sehr über dein Feedback und deine Empfehlungen – sei es im Freundeskreis oder online.

Viel Spaß beim Lesen und Entdecken!

P.S. Hier noch mehr GU-Bücher entdecken: www.gu.de



Nasanin Kamani

Was ich dir mit meinem Buch auf den Weg geben möchte

Themen wie Einsamkeit, Depressionen, familiäre Probleme und Ängste in Beziehungen betreffen viele junge Menschen – oft, ohne dass es auf den ersten Blick sichtbar ist, wie bei der Protagonistin Clara. Mit diesem Roman möchte ich nicht nur eine zarte Liebesgeschichte erzählen, sondern relevante Themen der mentalen Gesundheit aufgreifen und sie dir auf eine spannende sowie einfühlsame Weise näher bringen. Viel Spaß beim Eintauchen in die Welt von Clara und Milly!

Besuche Nasanin auf: www.dr-kamani.de

Und folge ihr auf:



@dr_kamani_



»Warte«, sage ich und greife vorsichtig nach ihrem Handgelenk.

»Was denn?«

Ich will ehrlich mit ihr sein, auch wenn jeder Moment mit ihr so zerbrechlich scheint wie eine kristallklare Welt aus Glas, die einerseits grenzenlose Offenheit verspricht – und doch so fragil ist, dass man sie mit keiner Spitze belasten möchte. »Du hast nichts falsch gemacht.«

»Na, scheinbar ja schon.« Ihre Stimme klingt unsicher. Gedämpft.

»Das eben hat sich gut angefühlt«, versichere ich ihr.
»Aber wenn wir jetzt zwischen Tür und Angel Dinge tun, für die ich lieber Zeit und ein wenig Privatsphäre mit dir hätte, dann werde ich das bereuen.«

Weil mir niemand diese vielen, kleinen ersten Male mit Clara zurückgeben wird. Ich nähere mich ihr. »Küss mich weiter.«

Es ist ungewohnt, Worte wie diese so sanft und ruhig auszusprechen. Sie lösen ein unerwartet starkes Gefühl von Verletzlichkeit aus, das ich für sie jedoch gern in Kauf nehme.





Playlist

Amy Winehouse – *Back to Black*

Supertramp – *Goodbye Stranger*

Eminem – *Houdini*

Antonio Vivaldi – *Sommer (3. Satz)*

Crazy Town – *Butterfly*

10cc – *Not in Love*

Teddy Swims – *Lose Control*

Frédéric Chopin – *Regentropfen Prélude*

Audrey Hepburn – *Moon River*

Sergej Rachmaninov – *Elegie*

Liebe Leser:innen,

es ist mir eine große Freude, dass ihr mein Buch in den Händen haltet. Ich hoffe, dass euch die Geschichte von Milly und Clara gefallen wird und ihr euch mit den beiden an die atlantische Smaragdküste und in das belebte Paris wegträumen könnt.

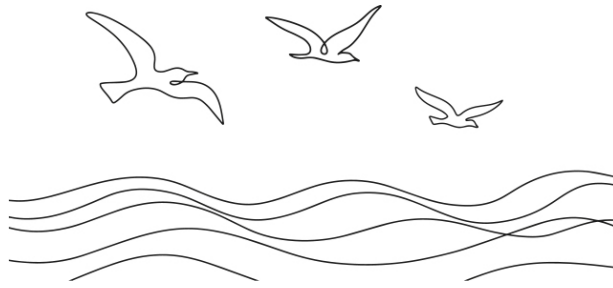
Ein wichtiger Hinweis vorab: Es ist möglich, dass mein Buch Aspekte enthält, die euch belasten könnten. Deshalb findet ihr auf [≥](#) eine Info zu sensiblen Themen. Achtung: Diese enthält Spoiler für die gesamte Geschichte. Die psychologischen Ratschläge, die meine Charaktere im Buch erhalten, habe ich sorgfältig gewählt. In meinem zweiten Leben arbeite ich als Ärztin in einer Klinik, in der psychische Erkrankungen behandelt werden. Es ist mir ein großes Anliegen – auch mit diesem Roman –, über psychische Gesundheit aufzuklären.

Ich wünsche euch viel Freude beim Lesen – passt gut auf euch auf!

Eure Nasanin & euer GU-Team

TEIL 1

Intro



KAPITEL 1

Clara

»Mindestens vier Wochen«, hat die Ärztin gesagt. »Sonst ergibt eine Therapie wenig Sinn.« Und im Grunde ist es ja auch ganz okay hier: Der Sport, die Gruppengespräche, die Kunsttherapie, die Einzelsitzungen, das Entspannungstraining. Sogar das Zimmer ist in Ordnung und mit den anderen Patienten ist es nicht anders als »draußen« – es gibt nette und nervige, lustige und launische, es gibt heiße, hohle, hudelige. Das ganze Horrorzeug, das ich im Internet gelesen habe – verriegelte Türen, Ärzte in hochgeknöpften Kitteln, Notfallbetten mit Schnallen – bezog sich scheinbar nur auf geschlossene Stationen. Und das hier ist keine.

Frau Dr. Dupont sitzt mir schräg gegenüber an ihrem Schreibtisch und tippt ihre Notizen in den PC.

»Wann genau kommt es bei Ihnen denn zu Gefühlen wie Anspannung und Wut? Können Sie konkrete Beispiele nennen?« Sie dreht den Kopf in meine Richtung, ohne die Hände von der Tastatur zu nehmen.

Ich überlege. »Wenn sich jemand in meine Angelegenheiten einmischt.«

»Jemand?«

»Meine Mutter zum Beispiel.«

Die Psychiatrie-Ärztin trägt ein knielanges, beigefarbenes Kleid, dazu schwarze Ballerinas und ein dezentes Make-up.

»Wann noch?«

»Wenn ich mal wieder feststelle, dass sich ein paar Leute kaum noch melden, seit wir zum Studieren auseinandergezogen sind. Oder abtauchen, sobald sie in einer Beziehung stecken – wie mein bester Unikumpel.«

»Wie fühlt sich diese Wut genau an?«, fragt sie hinter ihrem Schreibtisch. Während ich einen Moment darüber nachdenke, rollt sie mit ihrem Stuhl ein Stück zur Seite in mein Sichtfeld.

»Als wäre sie so groß, dass sie in meinem Körper keine Luft bekommt. Der Platz ist ihr zu eng, sie tritt und schlägt von innen auf mich ein. Und ich muss zusehen, wie ich sie loswerden kann. Ob ich schreien soll oder ...«

»Oder?«

Oder eine Runde faste, bis die Wut sich in Hunger und Übelkeit verwandelt hat.

Oder so schnell und lange laufen gehen, bis die Seitenstiche auch die Wut abstechen.

Oder im klapprigen Peugeot meines Bruders mit hundertachtzig Sachen über die Autobahn heizen und mir ausmale, wie die kleinste Handbewegung in einem tödlichen Crash enden könnte. Das jagt *mir* einen Riesenschreck ein und die Wut zum Teufel.

»Oder meine Gedanken dazu aufschreibe«, antworte ich brav.

Sie zieht die Brauen hoch und grinst ungläubig. »Sicher, dass Sie das tun?«

»Sicher!«, beteuere ich und deute mit dem Finger auf das ausgedruckte Fotoposter, das über ihrem Schreibtisch an der Wand hängt. »Mögen Sie Ballett?«

Sie nickt mit einem förmlichen Lächeln. Auf dem Bild ist eine einzelne, weibliche Tänzerin in bläulichem Bühnenlicht zu sehen. Eine grazile Fee auf Zehenspitzen, bei deren Anblick man sich automatisch wie ein ungelenkiger Baumstamm fühlt.

»Haben Sie das selbst geschossen?«

Jetzt blickt sie doch ein bisschen verträumt zum Bild auf.
»Ja, in Paris. Schwanensee, in der *Opéra national*.«

»Wussten Sie, dass Tschaikowski ein bisschen irre war?«

Dr. Dupont schaut irritiert. »Wie bitte?«

»Der Komponist von Schwanensee, er hatte einen Knall.«
Schweigen.

»Er hat eine Frau geheiratet und direkt danach
angefangen, sie zu hassen. Er hat sogar überlegt, sich das
Leben zu nehmen, um aus der Nummer wieder
rauszukommen.«

Ihr Ton wird ernster. »Lernt man das an der
Musikhochschule?«

Ich schüttele den Kopf. »Das wusste ich schon vorher.«

»Immerhin schlägt Ihr Spezialwissen eine gute Brücke zu
unserem Ursprungsthema.«

»Selbstmord?«

»Nein. Wut und Spannungen. Oder spielen Sie mit dem
Gedanken, sich etwas anzutun?«

»Nichts, das mich umbringen würde«, sage ich mit einem
munteren Grinsen. Die Ärztin findet das nicht witzig.

»Was könnten Sie denn sonst noch tun, um Ihre Wut
herauszulassen? Sie belegen im Hauptfach Klavier, richtig?
Ist das etwas, das Ihnen hilft?«

Das Piano. Ein kompliziertes Thema. Eins, das über das
Zusammenspiel von zehn Fingern auf achtundachtzig Tasten
weit hinausgeht und alles andere als schwarz-weiß ist.
Schon immer hat meine Mutter davon geträumt, dass ich
ausverkaufte Klassikkonzerte gebe. Sollte das nicht
funktionieren, meint sie, könne ich ja eine Karriere als
Dozentin an der Pariser Musikhochschule einschlagen. Seit
ich mein Studium begonnen habe, bin ich aber weder von
Starpianistin-Plan A noch von Professorin-Plan B überzeugt.
Das bedeutet nicht, dass ich die Entscheidung bereue, *für*
die Musik zu leben und daran zu arbeiten, später auch *von*
ihr leben zu können. Nur möchte ich auf dem Weg von
diesem *für* ins *von* meine Mutter nicht enttäuschen, deren

ganzes Herzblut in meinem Werdegang steckt. Ich habe das Gefühl, dass ich dieses Blut nicht aufsaugen darf wie ein Vampir, sondern es mit Sauerstoff anreichern und wieder zurückpumpen muss. Aber manchmal schaffe ich es einfach nicht, ihr das zu geben, was sie von mir erwartet, und dann geschehen Dinge, die mich wieder wütend machen. Also was soll ich der Ärztin jetzt antworten? Dass mir die Musik oft dabei hilft, den Druck abzubauen – sie genauso oft aber auch am Aufbau von Druck beteiligt ist? Ergibt das für irgendwen Sinn, der nicht mit mir unter einem Dach aufgewachsen ist?

Sie unterbricht das Schweigen: »Ich habe mir nach unserem letzten Gespräch Ihren Instagram-Account angeschaut. Beeindruckend, die ganzen Videos.«

Ich möchte glauben, dass sie tatsächlich Interesse an meiner Arbeit hat, weiß aber, dass *Insta* viele Gesichter haben kann: Für meinen Ex-Freund war mein Profil eine Stalking-Oase, mit der er die Dürrephase nach der Trennung überbrückt hat. Für die Profs, die über mein Unistipendium entschieden haben, war mein Profil eine Art Bonus-Bewerbungsmappe, in die sie anonym reinschnuppern konnten. Und für die Seelenklempnerin, die wieder fleißig am Tippen ist, könnte das Profil ein Utensil sein, um noch tiefer in mir zu graben.

»Musikmachen hilft schon weiter«, sage ich. »Aber halt nicht immer. Manchmal hilft gar nichts mehr.«

»Und dann sehen Sie rot?«

»Schon, ja.« Ich lasse meinen Blick durch das geräumige Behandlungszimmer schweifen, in dem der Geruch von zitronigem Putzmittel in der Luft liegt. Da gibt es die schwarz gepolsterte Patientenliege, das Waschbecken mit dem Desinfektionsspender, die Pinnwand mit den Postkarten. Ob sie von mir erwartet, dass ich auch eine zum Abschied schreibe?

»Grau sehe ich aber auch manchmal. Dann ist alles öde: verkochter, geschmacksneutraler Brei. Den will man dann

auch nicht unbedingt schlucken.«

»Das heißt, Sie verlieren das Interesse an Ihrer Umgebung?«

Ich nicke.

»Geht das damit einher, dass Ihr Motor schlappmacht?«

»Heißt?«

»Sie Ihren Antrieb verlieren.«

»Ja, aber irgendwann lerne ich dann trotzdem wieder für die Uni, nehme ein neues Reel auf, übe fürs Semesterkonzert. Und dann geht es schon wieder. Fake-it-till-you-make-it-mäßig.«

»Grundsätzlich ist es ja gut, sich zu strukturieren und Routinen zu folgen. Es erfordert aber auch viel Kraft, sich da immer wieder allein rauszuziehen. So ganz ohne Unterstützung und ohne die Ursachen zu erforschen. Finden Sie nicht?«

Ich zucke mit den Schultern. »Anders kenne ich es nicht.«

»Dass Sie und Ihr Hausarzt sich für die stationäre Aufnahme entschieden haben, liegt aber daran, dass die *fake-it-make-it*-Strategie nicht mehr funktioniert hat, richtig?«

Darauf antworte ich nicht.

»Ihr Bruder lebt noch in Saint-Malo im Haus Ihrer Mutter, oder?«

»Ja, etwas über zwei Zugstunden von Paris.«

Die Ärztin steht auf und desinfiziert sich die Hände am Sterilliumspender neben der Tür. Dann läuft sie zur schwarzen Polsterliege und bezieht sie mit einer Papierrolle.

»Gleich kommt ein Patient zur körperlichen Aufnahmeuntersuchung«, kündigt sie an. »Sollten Sie in den kommenden Tagen noch einmal Wut und Spannungen empfinden, beantworten Sie am besten ein paar Fragen.«

Ich nicke.

»Wollen Sie die Fragen mitschreiben?«

»Klar«, sage ich, zücke mein Handy und öffne die Notizen-App.

»Wen haben Sie als Letztes gesprochen oder gesehen? Woran haben Sie kurz vorher gedacht? Und könnte vor dem Auftreten der Anspannung vielleicht auch ein anderes Gefühl da gewesen sein?«

»Zum Beispiel?«

»Traurigkeit. Sorgen. Innere Leere. Unsicherheit. Gefühle, die Angst machen können oder schwer auszuhalten sind.«

Ich höre auf zu tippen. Ihre Worte treffen mich an einer Stelle, die mir durchaus bekannt ist – der ich mich aber nur ungern zuwende.

»Je besser Sie Ihre Emotionen und deren Entstehung verstehen, desto leichter können Sie mit ihnen in Kontakt treten, sie beeinflussen und regulieren«, fährt sie fort.

»Manchmal habe ich schon das Gefühl, dass ich traurig bin.«

»Aber?«

»Aber nicht so, dass ich drauflosheulen könnte und mich dann irgendwie erleichtert fühle. Es ist eher wie ein Gefühl, das zwar vorhanden ist, aber irgendwo in mir weiter weg liegt. Ich weiß nicht, wie ich das beschreiben soll.«

»Eher wie ein dumpfes Hallen?«

»Ja.«

Sie läuft quer durch den Raum, reißt das Fenster auf und setzt sich wieder an ihren Schreibtisch. Dann zückt sie überraschend das Handy. »*winterwind* lautet Ihr Profilname, richtig?«

Wie es aussieht, ruft sie gerade meinen *Insta*-Account auf. Sie drückt die Lautertaste mit ihrem Daumen und hält sich das iPhone ans Ohr – eine ältere Generation mit unterirdischer Tonqualität. Dr. Dupont hat den ersten Track angeklickt, den ich an meiner Pinnwand fixiert habe.

»Sie mischen Pop und Klassik?«, fragt sie, ohne das iPhone wieder runterzunehmen.

»Electro und Klassik, ja.«

»Schöne Idee.«

»Danke.«

Es ist mir etwas unangenehm, dass mein Musikaccount plötzlich auf dem psychologischen Präsentierteller liegt.

»Also, nicht komplett neu, die Idee«, schiebt sie noch hinterher. »Aber man merkt, dass Sie da einen ganz eigenen Zugang gefunden haben. Und Klavier spielen Sie auch total toll.«

Ich setze ein Lächeln auf.

»Was bedeutet Ihr Benutzername *winterwind*?«

»Der Name ist angelehnt an ein Stück von ...«, sie klickt ein weiteres Reel an, das jedoch nicht mit dem Klavierpart beginnt, sondern mit einem Beatintro, »... meinem Lieblingskomponisten.«

Dr. Dupont dreht den Ton glücklicherweise wieder leiser und legt das Handy auf ihrem Schreibtisch ab.

»Fünzigtausend Follower«, sagt sie. »Ist das viel?«

»Es ist okay. Meine Follower sind loyal, das ist das Wichtigste. Wenn ich mal eine Zeit lang nichts poste ...«

Sie nickt. »... dann springen die nicht gleich wieder ab, weil sie nachhaltiges Interesse an Ihren Inhalten haben?«

»Ja, das bringt es ziemlich gut auf den Punkt.«

Die Ärztin kneift die Augen zusammen und sagt auf eine Art und Weise »Ich verstehe«, als hätte sie gerade den *Insta*-Algorithmus geknackt.

»So!« Sie steht auf, ich erhebe mich ebenfalls. »Ende der Woche haben wir noch einen Kurzkontakt.«

Zwanzig Minuten in diesem Raum sind nicht *kurz*. Die Zeitangabe für ein Gespräch, in dem es ausschließlich um Gefühle und Probleme geht, sollte man im Kopf verdoppeln, um eine grobe Vorstellung davon zu bekommen, wie lang sich so ein *Deep-Talk*-Treff anfühlen kann.

Sie begleitet mich zur Tür. Ich verabschiede mich mit einem »Danke« und trete aus dem Zimmer. Im Flurbereich sitzt bereits der nächste Patient auf einem der Klappstühle.

Auf dem Weg ins Treppenhaus stecke ich mir kabellose Kopfhörer in die Ohren, öffne eine meiner Playlists und lasse mich von dem Song überraschen, den *Spotify* für mich

auswählt. Manchmal fühlt es sich tatsächlich so an, als hätte *Spoti* eine Seele und wüsste besser als sonst wer, was ich gerade hören muss.

Die App entscheidet sich für Amy. Ich bin kein bekennender Fan, war nie auf einem Konzert und habe auch nicht den weichgespülten Film über ihr Leben gesehen. Und mit Sicherheit ist sie auch kein erheiterndes Beispiel dafür, dass man die Probleme in den Zwanzigern schon irgendwie gut über die Show- und Lebensbühne bringen wird. Aber sie hat aus dem *Black*, zu dem sie immer zurückgekehrt ist, und dem *Rehab*, von dem sie nichts wissen wollte, immerhin etwas erschaffen, das ihren toxischen Ex, ihren komischen Vater und all ihre Kritiker um Jahrzehnte überleben wird. Dass sie durch ihre Musik solch eine Mischung aus Macht und Magie entfalten konnte, ist tröstlich. Und es ist vorbildlich.

Ich ziehe den Tagesplan aus meiner Tasche; das Sportprogramm startet in knapp einer halben Stunde. Anfangs hieß es, ich solle mich nicht so viel bewegen, damit ich nicht noch weiter abnehme. Die Pflegekräfte haben mich bei der Aufnahme gewogen, gemessen und mir verkündet, dass ich mit fünfzig Kilo bei einem Meter achtundsechzig untergewichtig sei. Als Dr. Dupont mich bei unserem ersten Gespräch vor rund zehn Tagen fragte, ob ich mir schon einmal den Finger in den Hals gesteckt habe, konnte ich ihr glaubhaft versichern, dass ich den Anblick von Kotze deutlich schlimmer finde als den von Kilos auf der Waage. Das letzte Mal habe ich mich übergeben, als mein Bruder Léon für uns Mexikanisch gekocht hat: ein buntes, appetitlich aussehendes Gemisch aus knallrotem Chili, kleegrüner Guacamole und maisgelben Tortillas, dessen Schein getrogen und gelogen hat. Beim Hineinbeißen hatte ich nämlich etwas im Mund, das wie Erbrochenes schmeckte, und dass ich daraufhin selber brechen musste, hatte nun wirklich nichts mit Bulimie zu tun. Ich packe Leggings, Turnschuhe, ein Handtuch und zwei Energieriegel

ein, die ich nach Absprache mit der Sporttherapeutin vor und nach dem Training essen werde.

Vorher geht es aber erst noch mal ins Raucherhäuschen im Klinikgarten, das mich stark an die Qualmhütte auf dem Schulhof vom *Lycée Laplace* erinnert – mein altes Gymnasium, an dem Léon nächstes Jahr sein deutsch-französisches Abi machen wird: ein offener, heller Holzkasten mit spitzem Dach und einem Edelstahl-Standaschenbecher, in dem es nach Kippenstummeln und Krebsrisiko riecht.

»Hey, Clara«, grüßt mich eine der älteren Mitpatientinnen.

»Hey, na?«

»Wie geht's? Hast du Feuer?«

»Klar.«

Ich zünde ihre Zigarette an und beginne, mir selbst eine zu drehen.

»Wie lange bleibst du eigentlich noch?«, fragt sie.

»Geplant sind noch knapp drei Wochen.« Es graut mir schon davor, die Wut-Hausaufgaben von Dr. Dupont zu erledigen und die ganzen Bögen mit den tausend Fragen auszufüllen. Mir nach meinem Aufenthalt eine Diagnose aufdrücken zu lassen, die sich noch schwieriger beseitigen lässt als meine Tattoos. Meine Mutter hat mich eindrücklich davor gewarnt: Die Krankenakte sei wie das Internet. Was einmal drinstehe, werde nie mehr ganz verschwinden.

»Wenn du mit jemandem reden willst, dann rede doch mit mir. Ich bin deine Mutter. Ich höre dir zu. Ich kenne dich seit zwanzig Jahren. Ich möchte dein Bestes. Wie sollen wildfremde Menschen, die sich um Drogensüchtige und Schizophrene kümmern, dir weiterhelfen?« Wenn sie wüsste, dass ich mich dennoch für die Klinik entschieden habe, würde sie vermutlich selbst mit einer Zwangsjacke und einer

Betäubungsspritze anrücken, um mich zu meinem eigenen Besten aus dem »Irrenhaus« zu befreien. Léon ist der Einzige, der davon weiß. Und der kann schweigen wie ein vergessenes Grab.

»Ich glaube, ich breche morgen ab«, sage ich aus dem Bauch heraus.

Die Mitpatientin macht die Augen klein, zieht an ihrer Zigarette und blickt zur Seite. »Und ich glaube, du bist noch nicht so weit, Kleine.«

Ihre Worte prallen an mir ab. Nicht, weil *ich* stark bin – aber die Mauer ist es, die ich hochgezogen habe. Den nächsten Zug zieht sie auf Lunge.

»Als ich dich letzte Woche bei deiner Ankunft gesehen habe, dachte ich: Mann, Mann, was für ein hübsches Mädel. Kastanienrotes Haar, feines Gesicht und die großen, braunen Mädchenaugen. Im selben Moment habe ich aber auch gedacht: Die wird nicht lange bleiben.«

Sie räuspert sich ein paarmal. Darauf folgt ein schleimiger Husten mit dem Sound of Sickness.

Ich stecke mir die gedrehte Zigarette in den Mund und blicke auf den weißen Gebäudekomplex, in dem sich die Patientenzimmer, der Essenssaal, die Therapie- und Sporträume befinden. »Die hat doch bestimmt eine ganze Fan-Horde, dachte ich. Mädels und Typen, die sich darum reißen, es ihr recht zu machen.«

Erstens: Schön wär's. Zweitens: Ich fühle mich durch ihre Komplimente irgendwie beleidigt.

»Aber ganz ehrlich ...«, sie klopft die Asche ab, »die Therapie abzubrechen, ist ein Luxus, den man sich nur leisten kann, wenn man noch nicht komplett am Arsch ist.« Ziehen. Qualmen. Räuspern. Husten. »Oder aber schon am Arsch ist und es nicht wahrhaben will. Das ist natürlich übel, weil man kostbare Zeit verliert, in der man sich helfen lassen könnte.«

Ihre letzte Aussage trifft mich unerwartet hart. Binnen Sekunden bildet sich ein Kloß in meinem Hals, der mir so

eine Angst einjagt, dass ich sofort versuche, ihn mit einer Riesenportion Speichel runterzuschlucken.

»Wie läuft es denn bei dir so?«, frage ich, um von mir abzulenken.

Sie dreht mir das Gesicht zu, lächelt knapp und kurz.

»Ganz gut. Wir sind grad beim Thema Eltern.«

»Ist doch ein überschaubares Thema«, witzle ich. »Kriegt man bestimmt schnell gelöst.« Dann drücke ich die halb aufgerauchte Zigarette aus und verabschiede mich mit einem knappen »Ciao«. Die Ältere hebt die Hand, ohne mich anzusehen. Ich stecke mir die In-Ear-Kopfhörer rein, lasse die Playlist weiterlaufen und erkläre *Spotify* kurzerhand zum Orakel: Der nächste Song soll darüber bestimmen, wie es weitergeht. Ob ich abhaue oder bleibe.

Komm schon, *Spoti*, spuck es aus.

It was an early morning yesterday
I was up before the dawn
And I really have enjoyed my stay
But I must be moving on

Supertramp dröhnt durch meine Ohren. Ich laufe ins Hauptgebäude, hoch in den ersten Stock, schließe mein Zimmer auf, ziehe den Reiserucksack aus dem Schrank und stopfe alles hinein, was herumliegt. Saubere Wäsche, schmutzige Wäsche, Lotions, Shampoo, Bürste, Schlafzeug, Sportsachen.

Ich weiß, dass etwas mit mir nicht stimmt. Und ich weiß, dass man dieses Etwas nicht einfach wie eine Zigarette anzünden und erwarten kann, dass es ein paar Giftstoffe abdrückt und sich dann für immer in Rauch und Asche auflöst.

Aber es gibt Situationen, in denen dieses Etwas zumindest für ein Weilchen den Rand hält und mich in Frieden lässt: Wenn ich ein Klavierstück nach monatelanger Arbeit so gut beherrsche, dass ich den Komponisten mit Herz und Händen

fühlen kann. Wenn meine Follower einen neuen Remix abfeiern. Wenn ich mit Léon über Familienzeug spreche, das nur er verstehen kann, und mit ihm über Dinge lache, die zum Heulen sind – weil wir nicht nur eine Historie teilen, sondern auch einen Humor. Wenn ich am Strand ein paar bekannte Gesichter aus der Schule treffen, die den neusten Saint-Malo-Tratsch ausplaudern und mir das Gefühl geben, ich wäre nie weg gewesen. Als würde ich für immer dazugehören.

Das sind Dinge, die ich liebe, und ich glaube, sie lieben mich auch. Aber wie wir alle wissen, weil wir es überall hören: Liebe allein reicht manchmal nicht.

Goodbye stranger, it's been nice.
Hope you find your paradise.



KAPITEL 2

Milly

»Manchmal denke ich an Nadja zurück. Nein, Nadine, meine ich. Genau. Sie hat sich Dine genannt.« Mein Bruder ordnet sich auf der linken Spur ein und folgt dem Schild in Richtung Hauptbahnhof. »Sie war schlau und attraktiv. Ich kann mich gar nicht daran erinnern, warum wir nicht zusammengekommen sind.«

Ich schon. Er hat das Interesse an ihr verloren, weil er sich im Praktischen Jahr seines Medizinstudiums in eine Assistenzärztin verliebt hat. Die war zwar vergeben, hat ihn aber mit Geschäcker und zufälligen Berührungen bei der Stange gehalten. Dass daraus nichts werden konnte, war ihm irgendwo klar, aber für so vage Geschichten mit unberechenbarem Verlauf hat Daniele eine Schwäche. Das passt ganz und gar nicht zu dem soliden Schwiegersohn-Image, das unser Vater ihm gern aufdrücken würde. Er ist ebenfalls Arzt, ein Kardiologe, was lustig ist, da er außerhalb seiner Praxis nicht allzu viel von Herzen versteht. Mein Bruder und er sind ziemlich verschieden, dennoch verbringt Daniele eine Menge Zeit mit ihm und tut einen Haufen Dinge, um ihn zufriedenzustellen. Vielleicht ist das so ein Erstgeborenen-Ding, von dem ich nichts verstehe – was ich auch nicht will. Ich bin neun Jahre jünger als mein Bruder und gehe ihm mit meinen eins dreiundachtzig bis knapp

Ich habe nichts dabei und will auf keinen Fall zusammen mit Carol essen. Schnell ziehe ich mir meine Jacke über die Schürze und stürme hinaus.

Take

Was für ein beschissener Morgen. Ich rolle mich mit einem Stöhnen aus meinem großen Bett, um das die Klamotten der letzten Nacht verteilt sind. Mein Kopf dröhnt und mir ist schwindelig. Ich stütze mich mit einer Hand an dem Designertisch ab, der unter dem Fenster eigentlich als mein Schreibtisch fungieren soll. Er ist über und über mit Kram bedeckt. Der Stapel mit sauberer Wäsche, die unsere Haushälterin Matilda dort für mich abgelegt hat, gerät gefährlich ins Wanken. Probeweise hebe ich eine schwarze Jeans vom Boden auf und lasse sie direkt angeekelt wieder fallen. Die Klamotten riechen nach Bier, nach Qualm und nach Pub. Ich ziehe eine andere schwarze Jeans aus dem Schrank, schnappe mir ein schwarzes Bandshirt und einen ebenfalls schwarzen Hoodie und schlurfe in Boxershorts über den Flur unserer Einliegerwohnung ins Bad.

»Guten Morgen, Sonnenschein«, tönt Amys für diese Uhrzeit eindeutig zu fröhliche Stimme aus unserer gemeinsamen Küche. Seit unsere Eltern uns den Keller ihrer Villa zu einer kleinen Wohnung ausgebaut haben, leben wir hier in einer Geschwister-WG. Im Gegensatz zu mir kann Amy nach unserer Schicht in der Bar jedoch ganz entspannt in den Tag starten. Sie muss nicht wahllos Zahlenreihen hintereinander setzen, um Codes zu generieren, wie ich es seit zwei Semestern in meinem IT-Studium tue. Ich betrete die geräumige Wohnküche, die von einer Kücheninsel aus dunklem Marmor dominiert wird.

»Morgen«, brumme ich.

»Der letzte Shot war wohl schlecht«, grinst Amy und lässt die Beine von der Arbeitsplatte baumeln, auf der sie einen ihrer merkwürdigen grünen Säfte trinkt. Ich drücke den Knopf unserer vollautomatischen Kaffeemaschine. Während

die Milch in dem Schäumer ihre Kreise zieht, sehe ich dabei zu, wie die heiße braune Flüssigkeit in meinen Becher tropft.

Bücher für dich, wenn ...



... du dich nach
Geborgenheit sehnst



Scannen und hier
gleich bestellen



... du dir Unterstützung
wünschst



... du Lust aufs
Weiterlesen hast